

# Tribüne

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Das Werk : Architektur und Kunst = L'oeuvre : architecture et art**

Band (Jahr): **50 (1963)**

Heft 3: **Industriebauten**

PDF erstellt am: **24.09.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Fragment

### Der Fortschritt

Mit der Beleuchtung lag es jahrtausendlang sehr im argen. Der Kienspan verbrauchte die Höhle, und die Fakel bedrohte mit ihren Funken das Gebälk. Auch die Kerze brachte vorerst nicht die Lösung; allzu schnell wuchs der Docht aus ihr hervor, und sie geriet ins Flackern. Grämlich meinte dazu der alte Goethe: «Wüßte nicht, was sie Beßres erfinden könnten / als wenn die Lichter ohne Putzen brennten.»

Der Wunsch war so utopisch nicht, er ging ziemlich bald in Erfüllung. Zunächst wörtlich: wenn mein Gedächtnis nicht trägt, war es Cambacères, der den sich abbiegenden Docht erfand, dessen überschüssige Länge stets an der Luft verbrennt. Die unscheinbare Erfindung war unschätzbar wertvoll für die Entwicklung der Optik: endlich hatte man eine stabile künstliche Lichtquelle zur Hand. Aus der Haushaltung verschwand nun die Lichtputzschere und aus den Romanen der Stimmungssatz: «Er schneuzte das Licht und begann seine Erzählung.»

Nun war der Fortschritt nicht mehr aufzuhalten. Im Jahre 1962 entwickelte die Firma Ronson, die ein bekanntes Feuerzeug herstellt, die Ronson-Gaskerze. Auf Weihnachten inserierte sie wie folgt: «Festliche Stimmung bei Kerzenschein – mit Kerzen, die nie herunterbrennen: Ronson-Gas-Kerzen. Romantisches, heimeliges Kerzenlicht... aber ohne die bisherigen Unannehmlichkeiten. Viele Stunden lang spenden sie zauberhaften Schein und behalten unverändert ihr ansprechendes Aussehen... sekundenschnell zu füllen – brennt mehrere Stunden – vollautomatisch anzeigende Brenndauerskala.»

Aber ich vergaß. Vorher noch war die Petroleumlampe eingeführt worden, die den kleinen Nachteil hatte, einen übelriechenden Brennstoff zu verwenden. Zu Ende des vergangenen Jahrhunderts erfand Auer von Welsbach das Gasglühlicht und erleuchtete damit die Häuser und Straßen. Seine Erfindung wäre nachhaltiger gewesen, hätte es nicht schon die Bogenlampe gegeben und wäre nicht Edison schon auf der Spur der Glühbirne gewesen. Die Gasentladungslampe vervollständigte die Liste der elektrischen Beleuchtungen.

Um die Mitte des 20. Jahrhunderts wurde wiederum die Kerze entdeckt. Unter dem Vorwand, den Tabakrauch zu verzehren, fand sie den Weg ins Wohnzimmer zurück. Nach und nach fiel die Zweckbestimmung weg, und es findet heute keine

Einladung mehr statt, ohne daß dabei Kerzen brennen. Zweifellos stimmt es, daß die Kerze ihre bisherigen Unannehmlichkeiten in der Zwischenzeit nicht abgelegt hat: noch immer wird sie kürzer und verliert zuweilen einen Tropfen Wachs aufs Tischtuch. Deshalb möchten wir nicht versäumen, auf die Gaskerze hinzuweisen, die Romantik für Fortschrittliche bietet und damit dem Geschmack unserer Zeit in ganz besonderem Maße entspricht.

L. B.

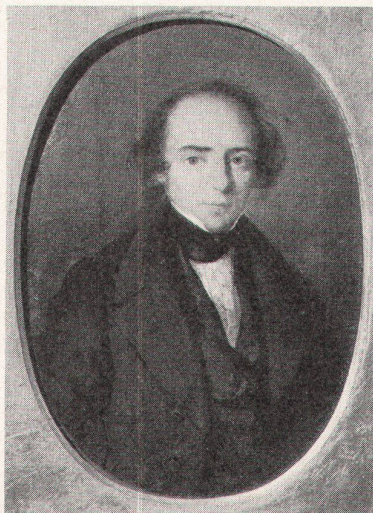
## Tribüne

### Soll das Haus «Zum Ehrenberg» in Zürich abgebrochen werden?

Nach der Diskussion um Großmünsterkapelle-Helferei (siehe Manuel Pauli im WERK Nr. 3/1962) hat Zürich einen neuen Fall der Gefährdung von künstlerisch und kulturgeschichtlich wertvollem Baugut. Es geht um das 1837 erbaute Haus «Zum Ehrenberg» an der Rämistrasse 26, am Abhang der Hohen Promenade.

Wenn man einen Aufruf zur Erhaltung dieses klassizistischen Gebäudes erläßt (wobei man bedenkt, daß die Spitzenleistungen des Klassizismus in Zürich bald alle gefallen sind), möchte man hoffen, daß ihn vor allem die zwei an der Sache direkt beteiligten kulturellen Organisationen hören, in erster Linie der Schweizerische Lyzeumclub als heutiger Besitzer des Hauses, der trotz Opposition in den eigenen Reihen und obschon eine Gönnerin laut gut informierten Kreisen

Georg Anton Gangyner, Bildnis von Karl Ferdinand von Ehrenberg, 1837  
Photo: Otto Kägi, Zürich



100000 Franken à fonds perdu für die Restauration offeriert hat, einen Neubau errichten will! Man hofft, daß der Lyzeumclub nochmals auf die Angelegenheit zurückkommt, weil man weiß, daß diese Vereinigung von Damen literarische, künstlerische, wissenschaftliche und soziale Ziele hat. Daneben hofft man auf den SIA, daß er mithilfe, das Hauptwerk eines Mannes zu erhalten, dem er immerhin seine Gründung im Erbauungsjahr 1837 verdankt.

Das Datum des Abbruchs ist sehr nahe. Die Erhaltung des «Ehrenbergs» würde für die beiden Institutionen die sinnvollste Jubiläumstat – der SIA wurde im Jahre 1962 125 und der Lyzeumclub 50 Jahre alt – und darüber hinaus im Zeitalter der ungerechtfertigten Abbrüche eine wahrhaft kulturelle Leistung bedeuten, die nur als wichtiges gutes Beispiel für ähnliche Fälle wirken könnte.

Zürich hatte im 19. Jahrhundert das Glück, die deutsche Ausprägung des klassizistischen Baustils in den Werken dreier deutscher Architekten gültig dargestellt zu bekommen. Friedrich Weinbrenner (1766–1826), der Lehrer und Freund Hans Kaspar Eschers, erbaute 1790 den «St. Urban» an der Stadelhoferstraße (1933 abgebrochen), der die frühe Phase des Stils belegte. Gottfried Semper (1803–1879) Hauptwerke in Zürich sind das Polytechnikum (1861–1864) und das Wohn- und Geschäftshaus Fierz an der Zürichbergstraße (1865–1868), das heute dem Gerichtlich-Medizinischen Institut der Universität dient und das spät-klassizistische und Neurenaissance-Elemente zu großartigem Klang bringt. Die mittlere und reife Phase des Stils, ins Biedermeierlich-Intime abgewandelt, vertritt das Haus «Zum Ehrenberg», das den Namen des Architekten trägt.

Carl Ferdinand von Ehrenberg (1806 bis 1841) stammte aus Halle an der Saale und studierte an den Bauakademien von München und Berlin, wo er 1828 mit dem Examen als königlich-preußischer Baukondukteur abschloß. 1831 wurde er nach Zürich berufen und unterrichtete am Technischen Institut und an der Kantonsschule und las an der neugegründeten Universität über Architektur und ihre Ästhetik und über Straßen-, Brücken- und Wasserbau. 1833 legte er sämtliche Lehramter nieder zugunsten architektonischer und publizistischer Tätigkeit. Er baute in Zürich außer dem «Ehrenberg» Verschiedenes, das nicht mehr urkundlich gesichert ist, daneben in Glarus das Rathaus (1861 abgebrannt), das 1960/61 restaurierte Gemeindehaus und drei Wohnhäuser für Stoffdruckfabrikanten. Nach seinen Plänen wurde ferner das Schlachtdenkmal in der Kirche Mollis und der bischöfliche Palast in Sitten errichtet.



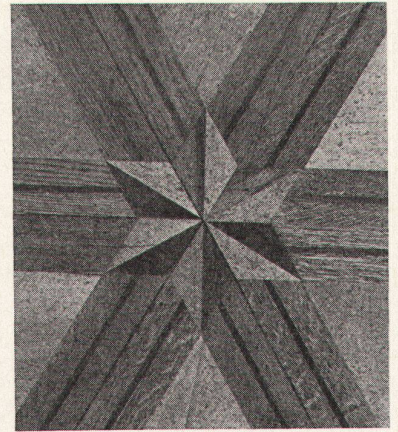
1

1 Das Haus «Zum Ehrenberg», vom Garten des Kunsthauses aus gesehen



2

2 Das Haus «Zum Ehrenberg», von der Promenadengasse aus



3

3 Detail des Fußbodens im ersten Stock

Für die schweizerische Kunst- und Architekturgeschichte des 19. Jahrhunderts ist Ehrenberg sehr wichtig auch als Herausgeber und Redaktor der ersten Architekturzeitschrift, der «Zeitschrift über das gesamte Bauwesen», die in vier Jahresbänden 1836, 1837, 1839 und 1844 in Zürich erschien, und als Gründer des Schweizerischen Ingenieur- und Architektenvereins, am 24. Januar 1837 in Aarau.

Das Haus «Zum Ehrenberg», das Ehrenberg für sich und seine Familie erbaute, kann als sein Hauptwerk gelten. An ihm finden sich alle Eigenheiten und Qualitäten seines architektonischen Schaffens. Hier ist alles zusammengefaßt und konzentriert, was er ausdrücken wollte – ein besonderer Glücksfall, wenn man bedenkt, daß er im Alter von nicht einmal ganz 35 Jahren starb und daß sich seine architektonische Tätigkeit auf knappe sieben Jahre beschränken mußte. Der Verlust seines Wohnhauses würde also sein ohnehin schon schmales Œuvre des zentralen Punktes berauben.

Ehrenberg verwendet das klassizistische Formenmaterial in der Art des Bürgertums jener Zeit, schlicht und zurückhaltend. Seine Architektur ist jedoch nicht nur Ausdruck dieser biedermeierlichen Gesinnung; durch ihre Qualität wird «Biedermeier» hier Stilbegriff. In fast selbstverständlich wirkender Knappheit erscheinen die Merkmale des Klassizismus und werden ins Intime umgewandelt: der frei im Raum stehende klassizistische Kubus verliert hier seine Schärfe und Glätte durch den Reichtum der angewendeten Formen und die Feingliedrigkeit ihrer Durchbildung.

Charakteristisch an Ehrenbergs Häusern ist die Trennung von Dach- und Hauskubus als plastischen Körpern durch ein kräftiges, allseitig umlaufendes Konsolengesims. Hier, wie auch an Ehrenbergs Glarner Rathaus (abgebrannt 1861), wird diese starke Betonung der Waagrechten noch erhöht durch die daraufliegende Attika. Das waagrechte Element wirkt aber nicht lastend, sondern wird ausbalanciert durch zwei flache, über die ganze Höhe der Fassade laufende Pilaster. Die Dachgauben und die hochrechteckigen Fenster bilden weitere senkrechte Elemente, während bei der sorgfältig und fein abgestuften Einteilung der Mauerflächen in glatt verputzte Sockelzone, Mittelzone mit Lager- und Stoßfugen im Verputz und wieder glatt verputzte Oberzone die trennenden Gurtgesimse das waagrechte Element wieder aufnehmen. Ein weiteres Charakteristikum Ehrenbergscher Bauten ist der dreieckige Mittelgiebel mit Lünettenfenster. Er ist nie mit der Mittelzone der Fassadenmauer direkt verbunden, sondern erscheint erst in der Dachzone, auf Konsolengesims und Attika aufsitzend.

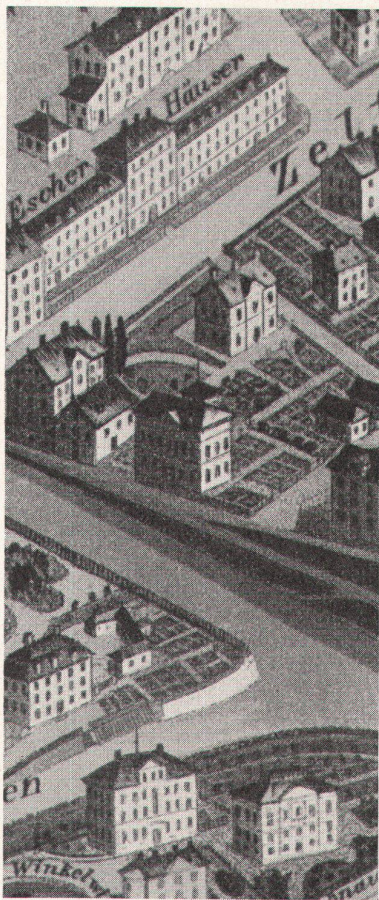
Formal am reichsten ausgebildet ist das Mittelfeld. Es ist zwischen den flachen Pilastern eine «raumdurchlässige» Zone; die Mauerfläche ist aufgelöst in ein Gerüst, ja Gitter aus dünnen senkrechten und waagrechten, in die Tiefe geschichteten Elementen. Der Raum dringt so stufenweise in die Mauer ein und in die Tiefe des Hauses. Dieser feine Raumaustausch zwischen Hausinnerem und Ummaum im dreiachsigen Mittelfeld des ersten Stockes wird auch in der feinen, profilierten Fensterrahmung der beiden zweiachsigen Seitenfelder weitergeführt. Im Erdgeschoß wird das Mittelfeld zur offenen Halle. Hier fließt der Raum nun ungehindert direkt ins Haus. In der Art aber, wie Ehrenberg diese Zwischenzone gestaltet, wird noch einmal der Unterschied zwischen Klassizismus und Biedermeier offenbar und ebenso das Können des Architekten. Hier, im

zentralen Ort der Fassade wird aufgezeigt, daß dieses Gebäude ein Haus für Menschen ist. Die Haustüre ist in die Rückwand der Halle gesetzt. Man erreicht sie über eine Treppe, die mit zwei Stufen vor der Fassadenebene beginnt und dann mit weiteren sechs Stufen auf die Höhe des Erdgeschoßbodens im Innern der Halle führt. Die Halle ist ein dem ins Haus eintretenden Menschen dienender Treppenraum; auf seine Gegenwart weist auch das etwas mehr als die halbe Hallenhöhe erreichende Gitter mit mittlerem Zwischenraum hin. Es scheidet die Wohn- von der Straßenzone.

Geht man dann um das Haus herum, wartet noch eine weitere Überraschung. Zeigte sich die Vorderseite einladend, offen, durchgittert, erscheint die Gartenseite nun mit einem einzigen starken Akzent der Geschlossenheit, einem halbrunden Turm. Durch dieses kräftige plastische Element schafft Ehrenberg das Gegengewicht zur kleinteiligen, in der Fläche gestuften Vorderseite; aber die gleiche feine und durchmodellerte Zonenteilung wie an der Vorderseite setzt den Turm wieder in eine Beziehung zum Ummaum.

Im Innern liegen Querkorridor und Treppe in der Mittelachse hinter der Haustüre. Die Zwischenpodeste der Treppe liegen im Halbrund des Turmanbaues. Im Obergeschoß nimmt ein einziger großer Saal die ganze Länge der Vorderfront und drei Viertel der Haustiefe ein. Schmuckformen im Innenausbau sind sehr sparsam verwendet: Fensterbeschläge, profiliertes gestrichenes Holztäfer, Decken mit einfachen Stuckrahmen, geometrische Motive in der Verlegung des Parketts mit eingesetztem Mittelstern im Saalfußboden.

Endlich das gußeiserne Gartengitter: auf der niederen Mauer aus Sandsteinblöcken stehen kannelierte Pfosten, die in Blattkelch und Knospen endigen. Dazwischen verbindet ein Fries mit Kreismotiven die Gitterstäbe, die als Lanzenspitzen endigen.



4  
Zeltwegquartier um 1850 (aus dem Leuthold-  
schen Plan). In der Bildmitte das Haus «Zum  
Ehrenberg»

Photos: 1-3 Ernst Bernath, Zürich  
Abbildung 4 aus der Graphischen Sammlung  
der Zentralbibliothek Zürich

Ein Blick auf die städtebauliche Stellung  
des «Ehrenbergs» zeigt, daß dessen Ab-  
bruch noch weitere schwerwiegende  
Folgen hätte.

Das Haus ist einmal Glied einer Kette  
von 15 Villen und Landhäusern aus der  
Zeit von 1600 bis 1928, die in lockerer  
Streuung im herrlichen Parkgebiet der  
Hohen Promenade stehen. Der Heim-  
platz ist Nahtstelle zweier historischer  
Baupochen. Die barocke Bauzone zwi-  
schen der mittelalterlichen Mauer und  
dem Wall der vierten Stadtbefestigung  
grenzt hier an die spätere, klassizistisch-  
biedermeierliche Überbauung dieses  
Walls. Der barocken Periode gehören  
die Häuser zum «Lindental», «Kiel» und  
«Lindengarten» am oberen Hirschen-  
graben an, der klassizistisch-bieder-  
meierlichen die Vorstadt Zeltweg mit der  
dahinterliegenden Bebauung des Han-  
ges an Promenadengasse und Räm-  
straße. Dabei hat die topographische  
Situation eine auch räumlich interes-  
sante Begegnung zweier Zeiten ermög-  
licht: die beiden Baugruppen liegen er-

höht auf der Moräne, getrennt durch den  
Graben der Rämstraße.

Der Zeltweg und die Rämstraße treffen  
sich in einem spitzen Winkel. Das Dop-  
pelhaus Jecklin markiert diese Ecke in  
vorzüglicher Weise. Die biedermeier-  
liche Vorstadt Zeltweg wird kraftvoll er-  
öffnet und die gestaffelte Bebauung auf  
der Rämstraßenmauer mit einer ersten  
Stufe eingeleitet. Der «Ehrenberg»  
schließt als zweite Stufe unmittelbar an.  
Die dritte Stufe bildet das Haus Nr. 24.  
Wird der «Ehrenberg» abgebrochen,  
würden zweifellos auch die Häuser Jeck-  
lin und das Haus Nr. 24 bald verschwin-  
den. Die Zerstörung des Ensembles auf  
der Mauer bedeutet aber auch Zerstör-  
ung des Eingangstores zum Zeltweg,  
der letzten erhaltenen Vorstadt des alten  
Zürichs.

Aus all dem oben Gesagten sollte her-  
vorgehen, daß der «Ehrenberg» nicht  
irgendetwas altes Haus ist, sondern eines  
jener Baudenkmäler, deren Erhaltung  
oder Vernichtung Maßstab für das kul-  
turelle Bewußtsein einer Stadt ist. Über  
die Weiterverwendung eines restaurier-  
ten «Ehrenbergs» brauchen nicht viel  
Worte verloren zu werden, würde sich  
das Haus doch sicher auch weiterhin als  
Klubhaus verwenden lassen, ob für den  
Lyzeumclub oder den SIA oder eine  
andere Institution. Auch an ein Zürcher  
Theatermuseum könnte gedacht wer-  
den; das Schauspielhaus liegt nur über  
der Straße, und das Stadttheater auch  
nicht allzufern! Hanspeter Rebsamen

## Bauchronik

### Brief aus Japan

#### Stadthaus und Versammlungshalle in Kure

Entwurf: Junzo Sakakura und Mitarbeiter  
Ausführender Architekt: Nobuo Goda  
Konstruktion: Masuoka-Gumi Construc-  
tion Co.

#### Öffentlicher Versammlungsraum in Nagasaki

Entwurf: Motoo Take  
Konstruktion: Dai-Nagasaki Construction  
Co.

Diese beiden Projekte sowie eine Pla-  
nung, über welche wir demnächst be-  
richten wollen, sind typische Beispiele  
aus einer Reihe großer öffentlicher und  
privater Werke, wie sie jetzt überall in  
Japan rasch entstehen. Diese Werke  
haben ihren Ursprung im schnellen  
Wachstum der japanischen Wirtschaft.

Die heute führende Stadt möchte die  
Zahl ihrer repräsentativen Bauwerke und  
Baukomplexe vermehren. Die im wirt-  
schaftlichen Wettbewerb neuerdings  
heraufkommenden Städte wollen ihre  
Flagge entfalten, indem sie zuerst be-  
deutsame Bauten errichten. Zu diesem  
Zweck stützen sich die private und öffent-  
liche Wirtschaft gegenseitig. Dieser  
Wettbewerbszustand zwischen den  
Städten ist ein glücklicher Ausgangs-  
punkt für die japanische Architektur.

Bekanntermaßen ist Japan stark von sei-  
nem Export abhängig. Ein intensives Ex-  
portland ist auch auf einen stabilen und  
entwickelten Binnenmarkt angewiesen.  
Die japanische Regierung und die Ge-  
schäftswelt kennen diesen Zusammen-  
hang; ungefähr seit 1961 beobachten sie  
sorgfältig das Verhältnis zwischen  
Außen- und Binnenhandel und treffen  
entsprechende Maßnahmen. Schon ein  
kurzer Aufenthalt in Japan genügt, um  
einzusehen, daß der erste Kunde der  
japanischen Produktion der Japaner ist.  
Der Außenhandel ist veränderlich; er  
wechselt die Produzenten und regt die  
Produktion unterschiedlicher Industrien  
an – kleiner, mittlerer und schwerer –  
und öffnet neuen Unternehmungen den  
Weg. Die feudale Haltung «la carrière  
est ouverte aux talents, mais la compé-  
tition est défendue» existiert in Japan  
nicht mehr als Grundregel der Gesell-  
schaftsordnung; das ist vielleicht die  
größte Errungenschaft der Demokrati-  
sierung nach dem Kriege. Die heutige  
japanische Gesellschaft ist ein Komplex  
von Wettbewerbern: von der Wertindus-  
trie bis zum Streichholzschachtelma-  
cher sind alle Japaner Konkurrenten.  
Die Wettbewerbssituation bewirkte ein  
bemerkenswert hohes Niveau des japa-  
nischen Industrial Design; man darf  
aber nicht vergessen, daß die Grundlage  
dieser Vollkommenheit aus den hand-  
werklichen Zeiten stammt. Diese Situa-  
tion ist vergleichbar mit der schwedi-  
schen.

Auch die großen Architekturfirmen und  
die kleineren Architekten stehen im  
Wettbewerb. Aber leider kommt diese  
Konkurrenz nicht in Form von Architek-  
turwettbewerben an die Oberfläche. Wir  
glauben, daß in Japan, wo dank dieser  
Konkurrenzsituation die technischen  
Voraussetzungen der Architektur auf  
ihren Gipfel gelangten, dem kleinen Ar-  
chitekten durch Wettbewerbe Chancen  
gegeben werden müßten. Wettbewerbe  
würden bei der Entwicklung des archi-  
tekturtechnischen Niveaus eine große Rolle  
spielen. Die hierfür ausgegebene Sum-  
me ist eine allgemein nützliche Investi-  
tion, in Japan und überall sonst. Eine  
Quelle der Hoffnung auf einen offenen  
Wettkampf bilden zwei kürzlich ausge-  
schriebene wichtige Wettbewerbe: der